



Silvesternacht in Berlin




"Die denken, wir sind Terroristen"

EXKLUSIV FÜR ABONNENTEN

Nach den Silvesterkrawallen blickten alle nach Neukölln. Doch wie blicken die Jugendlichen dort selbst auf ihr Leben? Ein Jahr in der High-Deck-Siedlung. Eine Reportage von Annabelle Seubert

ZEITMAGAZIN NR. 51/2023 —

1. DEZEMBER 2023

 Merken  Kommentare  Drucken

*Dieser Artikel entstand in Zusammenarbeit mit unserem [Ressort X](#).
Erschienen in [ZEIT am Wochenende](#), Ausgabe 48/2023.*

Manchmal ist schwer zu sagen, ob das Testosteron aus ihnen spricht. Oder ob sie so aufgedreht sind, weil sie verknallt sind. Oder ob sie doch ADHS haben? Die wenigen Jungs, die ohne zu johlen auf der Couch lungern, wirken dann fast wie Sonderlinge. Als fühlten sie sich "low", wie sie oft sagen.

"Wallah, ich box dich gleich ins Jenseits", dröhnt einer der Lauten im Corner, ihrem Jugendclub in der High-Deck-Siedlung in Berlin-Neukölln. Und der nächste: "Bruder, ich hab mich eingekackt, ich schwör auf Koran." Sie tragen ihren Wettkampf um krasse Sprüche aus, mit den "Habibis", mit denen sie seit 13, 17, 18 Jahren aufwachsen. Nebeneinander, Haus an Haus. Nadim und Mahdi und Youssef, Amir und Said*. Plus fünfzig, sechzig andere. Dazu Heike, Manu, Chanti und Haile, die Sozialarbeiterinnen und Betreuer des Corners. Und manchmal, montags, auch Mädchen. Amina, Aylin oder Sharifa.

Im Corner, eigentlich The Corner, das so heißt, weil es an einer Straßenecke der High-Deck-Siedlung liegt, verbringen manche der Jungs tagsüber mehr Zeit als zu Hause. Für einige ist es ein Zuhause, der blau gestrichene Baucontainer in ihrer "Hood", der sich unter der Woche mit Jungs meist palästinensischer Abstammung füllt. Oft in Balenciaga-Sneakern, mit Umhängetaschen von Prada, Fake-Prada. Und bei Kälte in diesen weißen, gepolsterten Jacken, in denen sie im Dunkeln aussehen wie Schwäne. Oder zumindest so, als hätten sie sich in Bettdecken gehüllt.

Die High-Deck-Siedlung geriet in der Silvesternacht bundesweit in Verruf, als dort Feuerwehreute beschossen wurden und ein Reisebus in Flammen stand. Die Flammen schlugen zu einem Wohnhaus empor, das sich wie eine Brücke über die angrenzende Sonnenallee legt – und in dem viele alte Menschen leben. Verletzt wurde niemand, doch die Bilder des Busgerippes wurden zum Symbol. Sie schienen endgültig zu bestätigen, dass die Integration gescheitert ist.

Wochenlang wurde in Deutschland debattiert, ob und wie viele Migranten es waren, die mit Raketen und Schreckschusspistolen auf Rettungskräfte und einen Bus gezielt hatten. Warum Minderjährige? Und woher kam ihre, wie Experten nun gefragt wurden, "Wut auf den Staat"? Die Berliner CDU forderte, die Vornamen der Tatverdächtigen offenzulegen. Friedrich Merz nannte migrantische Jungs "kleine Paschas". Franziska Giffey widersprach: "Das sind Berliner Kinder." Die Republik sah nach [Neukölln](#), zur High-Deck-Siedlung mit ihren mehr als 6.000 Bewohnern, von denen viele palästinensische Wurzeln haben.

Es war Januar, Wahlkampf in [Berlin](#). Franziska Giffey, noch Bürgermeisterin der Hauptstadt, besuchte das Corner. Der Neuköllner Bezirksbürgermeister Martin Hikel ebenso. Die Berliner AfD-

Spitzenkandidatin ließ sich vor dem rußgeschwärtzten Wohnhaus fotografieren.

Und auch die Autorin dieses Artikels saß zum ersten Mal im Corner. Youssef, im Sweatshirt neben Kicker und Billardtisch, sagte damals: Ein Hurensohn von Reporter habe vorhin beim Friseur einfach die Kamera auf ihn gerichtet. "Schikane!", rief Said. Ständig würden sie jetzt von Filmteams vor ihrer Haustür angehalten. Ständig kontrolliere sie die Polizei.

Stunden darauf stand in der High-Deck-Siedlung in roter Farbe "HAMAS"

"Und von welcher Zeitung sind Sie?", fragten sie. *Bild?* *B.Z.?* Oder doch von der Kripo? V-Frau vielleicht? Youssef riss den Schreibblock an sich, in dem die ersten Notizen für diese Reportage standen. Er las laut vor, was er entziffern konnte, malte eine Katze auf die aufgeschlagene Seite und kritzelte daneben: "Miau Miau".

Neun Monate später stand Neukölln erneut im Fokus: Am 7. Oktober überfiel die Hamas Israel. Sie tötete junge Menschen auf einem Festival, quälte und ermordete Mütter, Väter und Kinder in Kibbuzim, verschleppte Geiseln nach Gaza und feuerte am Morgen des Angriffs wohl 2.200 Raketen ab. Stunden darauf stand in der High-Deck-Siedlung in roter Farbe "HAMAS" am Eingang des noch immer rußbedeckten Gebäudes, unter dem an Silvester der Bus geparkt war. Etwas weiter prangte ein Hakenkreuz neben der palästinensischen Flagge. Vier Kilometer nördlich verteilten Männer Süßigkeiten auf der Sonnenallee, um den Terror zu feiern. Bei einer Demo fielen israelfeindliche Parolen.

Und wenige Tage darauf hingen Amir und die anderen am "gelben Gummi" ab, wie sie die gelben Bänke neben dem Bolzplatz in ihrer Siedlung nennen. Zu denen sie oft rüberlaufen, wenn das Corner abends schließt. "Bruder, die Medien schreiben jetzt, wir sind Hamas-Sympathisanten", sagte er. Nadim rauchte, er sah traurig aus. "Was ist eigentlich mit der deutschen Presse los?", fragte er.

Dann sagten sie:

"Alter, ich fick Olaf Scholz."

"Ich fick seine Mutter."

"Was hat er gesagt?"

"Er hat gesagt, er steht bedingungslos hinter Israel."

5. Januar. Die Siedlung liegt da, als hätte sich das Wetter mit ihr abgestimmt. Der Himmel: grau wie die Häuser, die sich links und rechts der High Decks reihen – der erhöhten Fußgängerwege, die dem sozialen Wohnungsbau der Siebziger ihren Namen geben sollten.

Die einem dieses Freiheitsgefühl verleihen könnten, das man sonst vom Sprungturm im Freibad kennt: ein paar Meter überm Boden zu schweben.

Ist man die Treppen alle einmal hochgestiegen. Und läge unter einem, ebenerdig, nicht die zugeparkte Straße. Läge hinter einem nicht das Sonnencenter, ein "Nahversorgungscenter" mit Geschäften, die sich um

einen kleinen Platz gruppieren, gewissermaßen der Eingang zur High-Deck-Siedlung. An Silvester brannte hier auch ein Laden aus. Neben Bäcker, Friseur, Sportsbar, Supermarkt und Imbiss gibt es hier nicht mehr viel. Abgesehen vom Müll, den zertretenen Joghurtbechern und Chipstüten. Den Böllern, die aufgeweicht in Pfützen liegen.

"Das waren andere, mit dem Bus."

Oder den hinter Glas ausgehängten Plakaten: "Streit mit den Nachbarn?", "Sie suchen jetzt eine Beschäftigung?", "Wusstest du: Ratten fressen alles, sie lieben auch Vogel- und Katzenfutter".

Als Betonlabyrinth breitet sich die Siedlung aus, in der mehr als die Hälfte der Bewohner von Transferleistungen leben. Verzweigte Stege führen zu Haustüren, mit Verbotsschildern am Rand, "Fußball spielen auf dem High Deck verboten!". Rennen, Grillen verboten. Und wie immer, wenn eine Gegend für Drogen, Messerstechereien und bis in den Nahen Osten verflochtene kriminelle Strukturen verschrien ist – und Rapper "hier groß geworden" sind –, geht von dieser Gegend ein Sog aus. Es ist dann bis zur Romantisierung nicht weit.

"Wie oft hier Jungs die Anfangsszene von *4 Blocks* nachgespielt haben", sagt Chantal, "Chanti", 34, seit sechs Jahren Betreuerin im Corner, in dem alle per Du und Nachnamen überflüssig sind. Sie hat den Tisch am Fenster gedeckt, fürs Frühstück mit Heike, die den Jugendclub leitet und vor 22 Jahren aufgebaut hat. Kaum sei die erste Folge der Gangster-Serie *4 Blocks* erschienen, die mit einer Schlägerei in der High-Deck-Siedlung beginnt, migrantische Männer gegen Polizisten, Polizisten gegen migrantische Männer, hätten sich die Jungs auf den High Decks positioniert und getan, als seien sie selbst Gangster.

Und nun sitzt der Silvester-Schock tief. So tief, dass man sich am Frühstückstisch noch sortiert: Einen ihrer 13-Jährigen hätten sie, Chanti und Heike, zufällig getroffen, als er gerade von der Polizei zurückkam. "Keine Beweise", habe er gesagt. Und außerdem habe er nichts getan. Aber wem würden sich die Jungs jetzt anvertrauen, während überall Verdacht entsteht?

Heike sagt, sie habe bereits vor der Pandemie gemerkt, dass die Jungs aufdrehten. Manche Familien wohnten hier zu acht in Zweizimmerwohnungen. "Wo sollen die hin? Wie sollen die lernen?" Schon deshalb sei das Corner wichtig. "Es geht ums Abhängen", sagt Chanti. Um einen vertrauten Ort, an dem die Eltern nicht nerven. Und natürlich würden sie, als Betreuer, den Jugendlichen gern mehr bieten. Einen Tanzraum. Eine Küche, um die Jungs an den Herd zu holen. Aber wie, bei gut hundert Quadratmetern für die Horde?

Bieten sie halt Lernhilfe an. Gokart- und Schwimmbadausflüge, "auf Freizeit" waren sie zuletzt in Dänemark. Heike, die versucht, Gelder für den Anbau eines Obergeschosses einzusammeln, sagt: Viele mit türkischem Migrationshintergrund hätten "es ja aus der Siedlung raus geschafft. Aber die Palis?" Sie wiegt ihren Kopf, das kurze, blonde Haar. "Die fühlen sich allein. Verarscht. Die Ukrainer werden hier mit offenen Armen empfangen und kriegen eine Aufenthalts- und eine Arbeitserlaubnis."



In ihren weiß gepolsterten Jacken sehen die Jungs aus der High-Deck-Siedlung im Dunkeln aus wie Schwäne. © CREDIT FOLGT

Auf den Aufenthaltstiteln vieler "Palis" steht unter "Staatsangehörigkeit": "Staatenlos". Oder: "Ungeklärt". Oder: "XXX". Als die Palästinenser im vergangenen Jahrhundert aus Gaza oder dem Westjordanland in die arabischen Nachbarländer flohen, zeigte man sich dort zwar solidarisch, schob aber meist ihr Rückkehrrecht nach Palästina vor, um ihnen bloß "humanitäres Aufenthaltsrecht" zu gewähren und sie von einer wirklichen Integration auszuschließen. Als sie in den Achtzigern aus dem Libanon nach Deutschland kamen, hieß es: Ihr seid staatenlos, ihr habt kein Recht auf eine Anerkennung als Flüchtlinge.

Die deutschen Behörden gewährten ihnen temporäre "Aussetzungen der Abschiebung", die berüchtigten "Kettenduldungen": Die Palästinenser konnten bleiben, solange man sie anderswo nicht zurücknahm. Meist durften sie nicht arbeiten und sich nicht weit von ihrem Wohnort entfernen. Bis heute, 40 Jahre später, haben in der High-Deck-Siedlung viele von ihnen keinen unbefristeten Aufenthaltsstatus. Die "Palis" eint ihr Trauma: ihre Flucht und Vertreibung, die Nakba. Über die seine Eltern und Großeltern, wie Nadim einmal sagt, "in Deutschland

eigentlich nicht reden konnten. Das ist hier wie ein Tabu."

6. Januar. "Alter, es stinkt nach Scheiße." – "Moussa, hast du dir die Füße ordentlich gewaschen?" Einer nach dem anderen geben sie sich die Hand zur Begrüßung. Um kurz darauf unter Neonlicht am Kicker oder Billardtisch zu brüllen. Um sich aufs Sofa zu werfen, "Chanti, leih mir 10.000!" – "Okay, ich paypal's dir direkt". Um mit Haile übers Leben zu reden. Oder um sich ins Nebenzimmer zu verziehen, zum Beamer und zu *Fifa*. Manu, Sozialarbeiter und seit zehn Jahren hier: "Ali, schon wieder auf TikTok? Zeig mal deine Handyzeit, wie lange warst du dran?" Ali scrollt. Am Mittwoch: über sieben Stunden.

"Die Kollegin von meiner Tante will nicht auf die Sonnenallee"

Immer wieder zeigen sie sich Videos von Silvester auf ihren iPhones, brennende Mülltonnen, Funkenregen. "Viele von außerhalb trauen sich gar nicht hierherzukommen", sagt Sami, der höchstens 14 ist. Und das habe nichts mit Silvester zu tun. Bilal lacht, das kennen sie alle.

Brennpunkt! "Die Kollegin von meiner Tante will nicht auf die Sonnenallee", sagt er, "weil sie aus Stuttgart oder Köln oder so kommt."

Mahdi, ein großer, kräftiger Junge, sagt: "Bei uns ist es haram, Silvester zu feiern." "Also, verboten", übersetzt Said. "Wir waren das nicht", sagen sie. "Das waren andere, mit dem Bus." An die hundert Jungs aus anderen Teilen Neuköllns seien hier eingefallen, um ihre eigene Gegend schön sauber zu halten. "Wir wollen kein verbranntes Haus. Das ist unsere Siedlung, Mann!"

Als der Bus gebrannt habe, so erzählen sie es, seien ein paar von ihnen sogar in das Haus darüber gerannt, das manche wegen seiner vielen Fenster "Glaspalast" nennen. Sie hätten die alten Leute wach geklingelt, "damit die schnell rauskommen". "Alter, die sind alt. Die können nicht schnell."

Mahdi, der Große, Kräftige, ist mit 19 fast zu alt fürs Corner. Aber er ist auch, wie der kleine Sami über ihn sagt, "ein bisschen so der Kopf der Bande". Mahdi: Jüngster unter vielen Geschwistern, der die Grundschule wechseln musste, "weil ich so anstrengend war", und später seine Ausbildung abgebrochen hat. Wenn ihn seine Mutter anruft, sage sie oft dasselbe. "Wo bist du? Komm nach Hause."

Mahdi: einer der Lautesten, wenn er "mit den Jungs chillt". Der King of the Corner.

Allein aber ist er ernst. "Nachts lieg ich wach, und die Gedanken, die da kommen ... das sind viele", sagt er. Wie die anderen Jungs ist Mahdi in Berlin geboren. "Ich fühl mich nicht wie'n Ausländer. Meine ganze Familie hat 'nen deutschen Pass."

"Immer was klären. Anrufe. Nur Polizei, Polizei."

Mahdis Vater sei in den Neunzigern aus dem Libanon gekommen. Zusammen mit Mahdis Onkel. "Die sind abgehauen wegen dem Krieg und so." Später habe sein Vater seine Mutter im Libanon kennengelernt und sie hergeholt. "Meine Eltern waren einfach still und haben durchgezogen. Warum? Weil sie ein Ziel hatten: hier ankommen."

Aufenthaltstitel kriegen. "Allein die Jobs, die mein Vater hatte." Und seine Mutter kümmerte sich um die Kinder. "Die haben gelitten für uns", sagt Mahdi.

Und er? Was ist sein Ziel?

Mahdi sagt: "Jedes Mal, wenn ich gesagt hab, die Schule ist schwierig, hat mein Papa es rausgeholt." "Es" – die Mühen der Eltern. Sein Vater habe gesagt: "Das ist nicht schwierig. Das, was deine Mutter und ich gemacht haben, war schwierig. Du musst nur in der Schule sitzen und lernen." Mahdi habe keine Schulpflicht und keine Ausbildung gewollt, sondern das, was er bei seinem Vater und seinen Geschwistern sah: Arbeit. Er nahm Gelegenheitsjobs an, "als Security" oder im Handyladen, meist schwarz bezahlt. "Weil ich dumm bin. Ich hab nur gedacht: Geld, Geld, Geld." Und das sei seine Schuld. Und ein bisschen die der Umgebung. Er habe keine Freunde gehabt, die Abi gemacht hätten und ihn so motiviert hätten.

Stattdessen, als er 15, 16 war: "Immer was klären. Anrufe. Nur Polizei, Polizei." Und nein, er sei nicht vorbestraft. "War ich nie", sagt er, "weit entfernt" – die Betreuer im Corner können das nicht beurteilen, weil Mahdi auch lange in anderen Stadtteilen rumhing. Er habe "Teeniekrum" angestellt, sagt er. Schlägereien gehabt. Einmal hätten er und ein Kumpel sich richtig auf einen "eingeschossen", richtig fiese Dinge hätten sie zu dem gesagt. "Wir haben den gemobbt." Viele hätten Angst vor ihm gehabt, und das mache ihm jetzt Sorgen. Das – und seine Eltern. "Dass die nicht stolz auf mich sind, das geht nicht." Seinen Abschluss will Mahdi trotzdem nicht nachmachen. "Ich kann nicht lernen", sagt er.

15. Februar. Der Winter vergeht nicht, Heike wirkt angespannt: Das Corner sei zuletzt aus allen Nähten geplatzt. Täglich habe es Polizeikontrollen in der Siedlung gegeben. Und nun hat Berlin gewählt und die CDU in Neukölln mehr Stimmen erhalten als die SPD – und Franziska Giffey ihr Direktmandat im Wahlkreis Neukölln 6 verloren. "Natürlich hat das mit den Krawallen zu tun", sagt Heike.

"Wenn einer sagt, ich soll Hausfrau sein, dann Schelle!"

9. März. "Das Problem ist, dass es irgendwann *nasib* ist." Sharifa, 16, sieht vom iPhone auf, ohne es wegzulegen: "Schicksal." Irgendwann treffe man seine große Liebe, "und dann gehört das dazu, Heirat". Im Corner sei eindeutig kein Heiratskandidat für sie dabei. "Die sind so anders. Die wollen Partys. Ficken. Viele von denen sagen: Eine Frau ist da, um Hausfrau zu sein." Aylin, 16, lacht. "Wenn einer sagt, ich soll Hausfrau sein, dann Schelle!"

23. März. Der Winter ist vergangen, als Jugendgewalt, politisches Thema des Quartals, im Neuköllner Rathaus debattiert wird. Die Fenster stehen offen, Motorlärm dringt in den Saal, in dem der Jugendhilfeausschuss tagt. "An dich hab ich in letzter Zeit oft gedacht", flüstert eine Frau Heike zu und setzt sich auf den Stuhl neben sie. "Wegen Silvester, wa?", flüstert Heike zurück. "Sicher viel los?"

Vorn, am Flipchart, referiert die Neuköllner Jugendamtsleiterin zur Frage: Woher kommt die Jugendgewalt? "Ich glaube, in der

Jugendsozialarbeit ist niemand, der mit gewaltbereiten Jugendlichen nicht zu tun hat", sagt sie, selbst dreißig Jahre in der Jugendhilfe tätig. "Und ich bin bedroht und bespuckt worden."

In Berlin ist die Jugendgewalt – damit sind Rohheitsdelikte wie Raub oder Körperverletzung von Tatverdächtigen zwischen acht und 21 Jahren gemeint – nach der Pandemie gestiegen. Auch in Neukölln. Was Straftaten Jugendlicher insgesamt angeht, war im vergangenen Jahrzehnt bis 2021 allerdings "ein weitgehend kontinuierlicher Rückgang" zu verzeichnen, heißt es im Bericht "Berliner Monitoring Gewaltdelinquenz 2023".

"Die Straftaten von Jugendlichen in Neukölln sind rückläufig", sagt die Leiterin der Jugendgerichtshilfe im Rathaus. "Das ist etwas, das die Öffentlichkeit nicht immer wahrnehmen möchte." Sie hält Karten hoch, auf denen Zahlen stehen:

327.100 Menschen leben in Neukölln.

25.000 bis 35.000 davon sind zwischen 14 und 21 Jahre alt.

Etwa 2.000 Straftaten landen jährlich bei ihnen in der Jugendgerichtshilfe.

Und um knapp fünfzig sogenannte Intensivtäter pro Jahr kümmern sie sich.

"Das ist auch ein medial gemachtes 'die' und 'wir'!", heißt es da im Saal. Für die Presse seien die Jugendlichen aus Neukölln oft Kleinkriminelle.

Aber wieso eskaliert es hier dann so oft?

Und was ist mit denen, die nichts geworfen haben, aber danebenstanden?

Und mit denen, die für Täter gehalten werden, weil sie neben Tätern wohnen?

Zumal jetzt, wo im Nahen Osten Krieg geführt wird. Wo Juden wieder Angst haben. Und Palästinenser schnell unter Verdacht stehen, Hamas-Anhänger zu sein. "Jetzt sieht man, dass man sich Unsinn ins Land geholt hat", sagte Bayerns Vize-Ministerpräsident Hubert Aiwanger Ende Oktober.

Und Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier rief "die Menschen mit palästinensischen und arabischen Wurzeln" dazu auf, "dem Terror eine klare Absage" zu erteilen, sich also von der Hamas zu distanzieren.

14. Juni. "Ahmed, was willst du mal werden?" – "Millionär."

Rückblickend wirken die Sommertage, als die Jungs vorm Corner Rauchkringel zum Himmel pusten, wie aus einer anderen Zeit. Als sie eine Floßfahrt planen. Als die 20-, 23-Jährigen vorbeikommen und über den fehlenden Respekt der jetzigen Corner-Generation klagen, von ihren Reisen mit Manu, Chanti, Haile und Heike erzählen. "Brandenburg war King." Aber der Trip an die Ostsee erst! Sie hätten am Strand geschlafen, unter einem Sonnensegel. 2015, als Hunderttausende Syrerinnen und Syrer ins Land kamen. Ein paar Ostseurlaubler hätten sie für Flüchtlinge auf einer neuen Fluchtroute gehalten.

"Da warst du das erste Mal am Meer, weißt du noch?"

"Ja, klar."

"Und danach kam er raus und schüttelte sich: Das schmeckt so komisch. Nach Salz."

Am 28. Juni, Martin Hikel ist trotz der schlechten SPD-Wahlergebnisse Bezirksbürgermeister geblieben, wird der Haushaltsplan der kommenden zwei Jahre für Neukölln veröffentlicht. Der Plan sieht vorläufig Einsparungen in Höhe von 22,8 Millionen Euro vor. Die Obdachlosenhilfe soll reduziert, Jugendeinrichtungen sollen geschlossen werden. Und Jugendreisen nicht mehr finanziert werden.

"Die haben unsere Tür aufgebrochen"

Am 29. Juni finden in der Siedlung vier Razzien wegen Silvester statt. Verdacht auf besonders schwere Brandstiftung. Das Corner steht fast leer. Ein halbes Jahr sei nix passiert, und jetzt seien sie bei vier Familien rein? "Die wollen das klären", sagt einer. "Die", Politik und Polizei, so erzählt man es auch in der Siedlung, stünden unter Druck, bis zum kommenden Silvester Ergebnisse zu liefern.

"Die haben unsere Tür aufgebrochen. Um sechs Uhr morgens. Die haben nicht mal geklingelt. Plötzlich standen Polizisten vor mir: Aufstehen! Jetzt geht's um den Bus."

"Beim ersten Schlag dachte ich, es ist was beim Nachbarn. Beim zweiten wusste ich: Es ist unsere Tür."

Es dauert, bis Nadim und Said von den Durchsuchungen bei sich erzählen. Und dann beginnen sie zaghaft, ähnlich, wie wenn sie im Sonnencenter rumstehen und ab und zu ein Wort sagen. "Wallah." - "Wallah, ist todeskalt." - "Ich schwör, immer wenn ich den Anzug anhab, regnet's." Den weißen Jogginganzug.

Nadim und Said, beide sind 18, ihre Eltern aus Palästina. Saims Familie ist vor 14 Jahren aus einer anderen Ecke Neuköllns in die Siedlung gezogen. Warum? "Weiß nicht." Mit 13 habe er die ersten Probleme mit der Polizei gekriegt. Als er Fußball auf dem High Deck gespielt hat. "Aber da darf man kein Fußball spielen."

Und dann seien die Probleme "gestiegen, gestiegen, gestiegen"

Und dann seien die Probleme "gestiegen, gestiegen, gestiegen". Dieses Jahr: Anzeige wegen schweren Landfriedensbruchs, Widerstands gegen Vollstreckungsbeamte und versuchter gefährlicher Körperverletzung. "Ich soll schuldig gewesen sein wegen Silvester." Said schüttelt den Kopf, als könne der Vorwurf nicht abwegiger sein: Er soll Steine auf einen Polizisten geworfen haben. Unter 80 Jungs, von denen 60 weggerannt und 20 verummmt gewesen seien, wollte man ihn später wiedererkannt haben, sagt Said. Der Polizist habe seine "welligen, offenen Haare" erkannt. "Wie denn?", fragt er. "Ich weiß noch genau, was ich an dem Tag anhatte. Ich hatte eine Mütze auf."

Nadim sagt: "Wir werfen keine Steine. Und wir zünden auch keinen Bus an. Wir machen die Gegend nicht dreckig, in der wir leben. Hier leben unsere Familien. Wir haben nichts gemacht. Ich schwöre es."

Sie hätten den Bus brennen sehen und dann beobachtet, wie die alten Leute rauskamen. Zu einem alten Mann in einem elektrischen Rollstuhl, den sie aus der Siedlung kennen, seien sie hingernannt. "Wir haben ihn weggebracht von dort."

Said habe sich wegen der Anzeige einen Anwalt gesucht und vor Gericht gemusst. "Freispruch", sagt er. Das Berliner Strafgericht bestätigt das.

Und jetzt die Razzien wegen des Busses – wieder wegen Silvester. Zwei Polizisten und zwei Polizistinnen hätten vor ihren Betten gestanden. "Der eine, so ein Zwei-Meter-Mann, hebt mich hoch und lässt mich einfach fallen", sagt Nadim, Kapuze auf und einer der Eloquentesten. Er hat seinen mittleren Schlussabschluss gemacht und will Automobilkaufmann werden. Said sagt: "Bei uns hat sich ein Polizist auf den Balkon gesetzt. Das ist das Provokante, wenn sie da sind: Okay, setzt euch ins Wohnzimmer. Aber auf den Balkon, wo jeder sie sieht?"



"Das ist unsere Siedlung, Mann!" Viele der Jugendlichen aus dem Corner wohnen seit ihrer Geburt hier.
© Le.BLUE für ZEITmagazin

In der High-Deck-Siedlung ist es Standard, die Polizei zu beschuldigen. Und dass vieles als Machtdemonstration verstanden wird, auch. Said

fragt sich nicht, wer, wie im Kindergarten, "angefangen" hat: die Polizei damit, die Jungs zu provozieren? Oder die Jungs damit, die Polizei zu provozieren? Fragt sich das vielleicht die Polizei? Oder zeigt man auf beiden Seiten bloß noch mit dem Finger auf "die anderen"?

Die Jungs sagen: Die Polizisten hätten sie mehrere Stunden in Einzelzellen behalten. Nadim in einer Zelle ohne Fenster – und ohne dass er auf Toilette gedurft hätte.

Die Polizei sagt auf Anfrage des ZEITmagazins, ein Interview mit Beamten der für die High-Deck-Siedlung zuständigen Wache sei aus Kapazitätsgründen nicht möglich. Fragen zu laufenden Ermittlungen darf die Polizei nicht beantworten. Zur Silvesternacht heißt es: "Insgesamt wurden im Ortsteil Neukölln für den Tatzeitraum 69 Tataktivitäten festgestellt, wovon 31 Aktivitäten nichtdeutschen Tätern zuzurechnen sind. Zu 40 der 69 Tataktivitäten wurden Personen unter 21 Jahren festgestellt, wovon wiederum 13 Aktivitäten nichtdeutschen Tätern zuzurechnen sind."

29. Juni, am Tag der Razzien, kurz vor 19 Uhr, im Corner. Heike sagt: "Das ist hier keine Banlieue. Aber wären wir nicht so nah an der bürgerlichen Mitte" – zwischen links-grünem Kreuzberg und Randbezirken mit Reihenhäusern –, "hätte Berlin die Siedlung vielleicht schon abgeschrieben?" Der Kreisvorstand und Bezirksverordnete der Neuköllner SPD haben sich eingefunden, unter Postern von Dr. Dre und *Breaking Bad*. Es soll um die Haushaltskürzungen gehen. Wasserflaschen werden verteilt, jemand fragt: "Wo ist denn hier das Klo?"

Und hinten auf dem roten Sofa: vier Corner-Jungs, darunter Nadim und Said, "seit ungefähr acht Stunden", sagen sie, aus den Einzelzellen zurück.

Sie fordern einen größeren Club. Längere Öffnungszeiten. "Aber Corner kriegt einfach kein Geld." Und nun will man Geld in der Jugendhilfe einsparen?

"Die Polizei ist doch da, um das Gesetz zu verteidigen, oder?", sagt dann bald Nadim. "Und heißt es nicht im ersten Paragraphen des Gesetzbuchs: Die Würde des Menschen ist unantastbar?"

Und irgendwann – es mag dem Tag geschuldet sein, an dem er von dem Schlag gegen die Tür aufgewacht ist, oder an dem Mann liegen, blond und aus Berlin-Marzahn, der sagt, er verstehe sie, er sei in ähnlichen Verhältnissen aufgewachsen –, irgendwann ist es, als platze Nadim.

"Die wollen uns nicht. Wir stören. Die Gesellschaft. Und die Polizei erst recht."

"Die stoßen uns ab", sagt er. "Die wollen uns nicht. Wir stören. Die Gesellschaft. Und die Polizei erst recht." Sie würden behandelt wie gewalttätige Menschen. Und seit Silvester habe sich das nur verschlimmert. Aber wenn man dauernd wie gewalttätige Menschen behandelt werde und vermittelt bekomme, dass die Gesellschaft einen nicht wolle – wie solle es einem da gehen? Da könne man doch nichts anderes sagen als ... da müsse er echt sagen, was er glaube! "Und ich glaube", sagt er, "die Integration in Neukölln ist gescheitert."

Nadim sieht in hilflose Gesichter.

Aber welchen Teil der Schuld daran tragen sie selbst?

In der Siedlung sagen ein paar, die die Jungs gut kennen und mitunter wie ältere Geschwister für sie sind: "Natürlich wünschen sich die Familien für ihre Söhne das Beste – und vielleicht erwarten sie von ihnen auch eine Zeit lang das Beste. Dadurch entsteht manchmal Druck bei den Jungs."

"Ich hab Said nach Silvester beim Bäcker getroffen. Der hat gesagt, er ist in das Haus gerannt, um den Alten zu helfen. Das war denen zu krass mit dem Bus."

"Das ist kein Judenhass. Das ist Wut auf Israel. Weil sie seit Jahren die Geschichten ihrer Familien hören."

"Ich sag zu denen: Ey, ihr seid ja nicht mal kriminell. Warum tut ihr so?"

7. Juli: "Block Party". Vom Sonnensegel, das sie vorm Corner gespannt haben, baumeln Girlanden. Drunter steht einer am Grill, es gibt Limo und saure Schnüre aus Plastikboxen. Vierzig, fünfzig Jungs und einige Mädchen sind da. Auch Heikes Tochter, gerade mit dem Abi fertig, ist mit ihrem Freund da. Irgendwann stellt einer die Boxen lauter. Alle grölen *12 Cheeseburger und 'ne Cola Light* vom Rapper Ali Bumaye, der "hier groß geworden" ist – mit "Pali"-Hintergrund wie sie. Ein paar spritzen sich mit Wasserflaschen nass. "Ey, das ist Trinkwasser!" Mahdi nimmt eine Flasche und kippt sie über Rafi aus. Rafi nimmt Anlauf und springt durchs offene Fenster ins Corner. "Rafi! Rafi! Hey!" Rafi grinst. "Nein, Rafi. Kein Rafi mehr."

Plötzlich ist das Handy von Heikes Tochter weg.

Wer hat das Handy geklaut?

Der Freund der Tochter ortet ihr Handy auf seinem. Auf seiner App sieht er, wie sich blaue Pünktchen von ihrem Standpunkt entfernen. Er rennt los. Heike und ihre Tochter rennen los. Gut zwanzig Jungs hinterher. Als sich nach fünfzig, sechzig Metern die Ortung verliert – das Handy wohl ausgeschaltet oder weggeworfen wird –, kommt ein kleiner Teil zurück. Und lacht. "Mamaaa, die Abi-Bilder sind weg!", imitieren sie Heikes Tochter. "Mamaaa! Meine Abi-Bilder!" – "Aaahiiii!"

Das Handy bleibt weg.

Die Party ist aus.

Im September verschließt das Corner für Medien seine Tür. Auch für das ZEITmagazin.

Dann wird es Herbst.

4. Oktober, drei Tage vor dem Terrorangriff der Hamas: Nadim und Said rauchen auf Bänken ihrer Siedlung und überlegen, welcher Weg der beste wäre, um irgendwann nach Palästina zu reisen. Eigentlich gehe nur der Landweg über Jordanien, in Palästina gibt es keinen Flughafen. Und über Israel? Hat Nadim das eine Mal gemacht, als er dort war, mit elf oder zwölf. Seine Mutter sei am Flughafen von Tel Aviv sechs Stunden verhört worden: Wen besuchen Sie? Warum?

"In Palästina ist seit 75 Jahren Krieg. Das ist traurig."

Said war nie in Palästina, was seine Sehnsucht danach besonders groß zu machen scheint. Und diffus. Ein Teil seiner Familie lebt dort. Und der andere, in Deutschland, erzählt von dort. Er kennt die Fotos, die Sprache, das Essen, aber wie es in Ramallah riecht, weiß er nicht. Ist das Fernweh, was er hat? Heimweh? Einmal da zu sein, sagt er, "das wär ein Traum". Said glaubt, wenn er es über Israel versuchen würde, würden sie ihn am Flughafen von Tel Aviv wieder zurückschicken. Nadim sagt: "In Palästina ist seit 75 Jahren Krieg. Das ist traurig." Er fragt: "Wer guckt da noch hin?" Wer berichte darüber noch? Wenn es die Nakba nicht gegeben hätte – hätten sie dann Eltern, die ihre Heimat vermissen? Würden sie hier leben? Und in sehr bürgerlichen Bezirken angesehen werden, "als hätten die noch nie einen Menschen aus dem Ausland gesehen"?

8. Oktober. Einen Tag nach dem Terrorangriff der Hamas. Neben HAMAS steht mehrfach *Free Palestine* am "Glaspalast". Polizeiwagen schleichen durch die Siedlung: In der Nacht haben laut Polizei "unbekannte Täter" zwei etwa zweieinhalb Kilo schwere Steine von einem High Deck geworfen, als ein Einsatzwagen darunter durchfuhr. Die Frontscheibe brach. Die Glassplitter verletzten einen Polizisten.

Klopft man in diesen Tagen an Türen der Siedlung, ist es bisweilen, als werde man in eine Zeit in Deutschland befördert, in der Auslöschungsfantasien zum politischen Programm gehörten. "Stolz", ja, stolz sei man, sagt eine Frau hinter einer Tür, "auf das, was die da gemacht haben". Die Terroristen. In Israel.

Heike sagt später, sie sei in den Tagen um den 7. Oktober krank gewesen, aber im Corner habe man ihr erzählt, dass die Jugendlichen auf ihren Handys Bilder aus Gaza gezeigt hätten. Blutende Menschen, tote Kinder. Die Jugendlichen interessierten sich nicht unbedingt für Lokal- oder Bundespolitik, aber wenn so etwas passiert, guckten sie genau hin. Und das, worum es jetzt geht, das komme "von ganz, ganz tief". Das gehöre zu ihrer Identität. "Sie sehen die Leute in Gaza als ihre Brüder. Sie identifizieren sich mit ihrem Leid. Sie identifizieren sich noch immer mit dem Leid von 1948." Es mache die Jugendlichen verrückt, dass es ihnen hier gut gehe und sie gleichzeitig in Gaza nicht helfen könnten. Vielleicht gingen in Neukölln auch darum viele demonstrieren. "Vielleicht ist das ein Beitrag, zu dem sie sich verpflichtet sehen." Und als in Berlin die ersten Demos verboten wurden, habe sie das provoziert. Ihnen das Gefühl gegeben, Deutschland wende sich von ihnen ab. "Der Akt, den die Jugendlichen auf der Straße sehen – das ist für sie Politik."

"Die sagen: Leute, da weg. Aber wohin gehen weg? Wie viele Male: gehen weg?"

9. Oktober. In einem der Häuser hinterm Sonnencenter: Kinderschuhe stehen neben einer Tür, auf der ein Palästina-Sticker klebt. Eine Frau öffnet die Tür einen Spalt, mit bunten Stickereien auf ihrem schwarzen Kleid und Palästina-Anhänger am Hals. Sie will nicht wissen, welche Zeitung. Ihr ist wichtig: "*Palestine*." Sie holt einen Stuhl und bittet auf die kleine Terrasse zwischen ihrer Wohnung und der der Nachbarn.

"Wir kommen *inschallah* nach Palästina zurück", sagt sie dann. So Gott

will. Sie sei in Gaza geboren, Gaza-Stadt. Vor 52 Jahren. Und seit bald zwanzig Jahren in der Siedlung. Weg vom "Holy Land". Und bei Allah, das sei schwierig, hier zu sein und zu Hause ist Krieg. "Tausende von unseren Leuten." Die Zionisten. Netanjahu. "Die sagen: Leute, da weg. Aber wohin gehen weg? Wie viele Male: gehen weg?"

Die Frau beginnt zu weinen. Sie weint und weint, als lasse die Trauer für nichts anderes mehr Platz. Als mache sie vergessen, dass es Terroristen aus Gaza waren, die gerade geköpft und vergewaltigt haben.

Schließlich führt sie doch in ihr Wohnzimmer und serviert Salbeitee, während der Fernseher an der Wand über die Sinne regiert. Abrupt geschnittene Bilder schwarzer Rauchschwaden und rollender Panzer in Gaza drängen Richtung Sofa – unterlegt von so dramatischer Musik, dass man fast nicht mehr weiß: Sind das wirklich libanesischen Nachrichten? Oder ist das ein Blockbuster?

"Moschee! Moschee!" Sie zeigt auf den Bildschirm: Die Ahmed-Jassin-Moschee in Gaza, benannt nach einem der Hamas-Gründer, zerfällt. Zu Schutt und Staub neben Palmen. Und sie, Mutter dreier Töchter, sagt, sie würde jetzt lieber in Palästina sterben, als hier zu sitzen und im Fernsehen zu sehen, was passiert. Überhaupt wolle sie in Gaza sterben, nicht hier. "Verstehen? Das hier nicht mein Land."

Und doch, das Land ihrer Mädchen sei es. Die seien hier geboren, die könnten später heiraten und Kinder kriegen. "Roots finden" in Deutschland, Wurzeln. Jungs fälle das schwerer. Die hätten "Energie, Kraft". Die müssten sich beweisen. Aber wenn sie keine Sicherheit spürten? Wie sollten sie zu irgendwem eine Verbindung aufbauen? Oder zu sich selbst? "Meine roots nicht hier", würden viele der Jungs denken. "Meine Mama aus Palästina, mein Papa aus Palästina. Ich gehöre zu arabischer Welt." Deshalb schauten die Jungs manchmal aggressiv, glaubt sie. Deshalb seien die so. "Weil sie sagen: In mir drin ist schwer genug. Und ihr versteht nicht."

10. Oktober. Morgens steht ein Handwerker auf einem Gerüst vor dem "Glaspalast" und spachtelt die verrußten Stellen. Danach könne der Maler kommen. Das Haus von letzten Silvesterspuren befreien.

Am Abend sagen Amir und die anderen am gelben Gummi:

"Ich will Anschela Merkel zurück." An-schela.

"Merkel war gut."

"Merkel war neutral."

"Wallah, was die AfD sagt, ist gerade das Beste, was in Deutschland in der Politik gesagt wird." – "Ich glaub aber, die wollen uns raushaben."

"Wär hier die Ukraine und hier würde 'ne Bombe explodieren, wär was los. Aber bei uns? Gar nichts, weil wir Araber sind."

Nadim zeigt ein Instagram-Video aus Gaza: Ein Mann trägt ein verletztes Kind nach dem anderen auf eine Matratze. "Das ist das erste Kind. Das das zweite. Das ist das dritte." Warum laufe so was in Deutschland nicht im Fernsehen?

"Die Medien schreiben jetzt, wir sind Hamas-Sympathisanten"

Fragt man sie jetzt nach dem Supernova-Festival in der Negev-Wüste, bei dem die Hamas 364 Menschen ermordet hat, die mitunter nicht viel älter waren als sie selbst, dann sagt nur einer empört: "Ja, ey, guckt mal, was die da gemacht haben!" Die Terroristen. In Israel.

Aber er spricht leise. Und die anderen reden weiter und sind laut. So, als gäbe es jetzt nur ihren Schmerz, der brennt. Keinen auf israelischer Seite. "Die Medien schreiben jetzt, wir sind Hamas-Sympathisanten", sagen sie. "Googel mal, was schreibt die ZEIT?" So, als hätten sie kein Bewusstsein für das, was sie sagen. Oder hätten es schon vergessen.

Wie sehr hat sie das Schulsystem in Deutschland eigentlich erreicht? Was wissen sie überhaupt über die deutsche Geschichte? Wenn sie fragen: "Wallah, warum hat Scholz das gesagt? Dass er bedingungslos hinter Israel steht?" und man antwortet: "Weil die Deutschen sechs Millionen Juden umgebracht haben", dann erkundigt sich zumindest Hassan, ein älterer Junge, bei den anderen, ob das stimmt. "Sechs Millionen?" Es beginnt dann eine Diskussion darüber, wie viele Palästinenser insgesamt getötet wurden. "Zwei Millionen? Drei? Und wie viele Syrer?"

Und dann ist anderes wichtig. "Machst du Ausbildung?" - "Ja ... Nee." - "Geld fällt von Bäumen?"

"Ich vertrau nur meiner Mutter. Nur bei der war ich im Bauch." - "Bruder, du warst auch bei deinem Vater drin."

Hassan erzählt, wie er Brot und Salz von den Behördenangestellten bekam, die ihm seine Einbürgerungsurkunde überreichten. Und Knut, den Eisbären, als Kuscheltier. Der im Original im Berliner Zoo geboren wurde. "Der dann irgendwann gestorben ist." - "Alter, das Brot, das ich bekommen hab, war so hart. So hartes Brot."

31. Oktober. Halloween, die Polizei weiß, dass es Ärger geben könnte. Im Sonnencenter stehen sich Polizisten und zehn, fünfzehn Jungs gegenüber wie im Western. Beamte auf der einen Seite. Jungs auf der anderen, darunter ein paar 15-, 16-Jährige aus dem Corner, einige tragen Halstücher, die sie bis über ihre Nasen gezogen haben. Said, Youssef, Nadim und Mahdi sind nicht dabei.

Dann passiert, was so ähnlich wohl oft passiert: Der Hauptkommissar stellt sich vor einen Jungen. Tuch runter. Tücher runter! Warum? Vermummungsverbot. Na und? "Reichstagsheld!", rufen sie dem Kommissar zu, den sie längst kennen. Er war beim Sturm auf den Reichstag im Einsatz und wurde dafür von Frank-Walter Steinmeier geehrt.

"Der Reichstagsheld kommt dir noch ganz anders."

"Ihr Angsthasen!", ruft ein Junge. Und ein anderer, Richtung "Reichstagsheld": "Hey, Manfred! Wie isses so?"

Dabei heißt "Manfred" gar nicht Manfred.

Dann gibt es bald "Platzverweis". Ein Junge nach dem anderen zeigt seinen Ausweis in einem der Polizeibusse auf der Sonnenallee vor. Die Mutter eines 17-Jährigen kommt ihren Sohn holen. Er läuft auf sie zu, aber er darf sich nicht wegbewegen, weil die polizeiliche Maßnahme

nicht beendet ist. Polizisten drücken ihn zu Boden. Sein Kopf drückt auf Asphalt. Er wird in einen Einsatzwagen geführt, die Mutter steht unter Tränen davor. Jede Mutter wolle doch das Beste für ihr Kind, sagt sie. Wieso nähmen sie immer die Falschen?

Ein jüngerer Polizist geht lange auf die Frau ein. Er sei selbst Vater, sagt er, doch man findet nicht recht zusammen.

"Da hat was nicht geklappt."

Später stehen die Polizisten etwas verloren auf der Straße. Man glaube doch wohl nicht, sagt der Kommissar, dass er nach so einem Einsatz sein Abendbrot esse und schlafe? Aber was sollten sie machen? Sie seien ja hier nicht vom Otto-Versand, oder von der Deutschen Post. "Wir sind deutsche Polizeibeamte, und ein deutscher Polizeibeamter handelt nach Recht und Pflicht." Der 17-jährige "Piepel" habe ihm die Hand weggeschlagen. Ihn geschubst. Und dann habe der Junge ihn, den Kommissar, respektlos genannt!

So was hätten sie jedes Mal in der High-Deck-Siedlung. Und dann dieses "Na jaaa, ihr müsst Verständnis haben!", das sie sich anhören müssten. "Und die Polizei, die tritt ja so martialisch auf!" Und zusätzlich dürfe er sich bei jeder Demo anhören, ganz Berlin hasse die Polizei. "Da kann ich richtig toll in die Hände klatschen!"

Am 17. November, einem Freitag, sitzt Nadim am gelben Gummi. Eigentlich müsste er arbeiten, er hat eine Ausbildung angefangen. Doch es habe Ärger gegeben, weil er in der Berufsschule im Sportunterricht ein Palästinatrikot getragen hat. Und dann habe er noch bei der Arbeit in seiner Frühstückspause gebetet – gegen den Willen seines Ausbilders. Und gestern nun sei ihm gekündigt worden.

Nadim sagt: "Keiner will diesen Krieg. Keiner von uns hat was gegen Juden. Und keiner von uns steht dahinter, dass am 7. Oktober Zivilisten getötet wurden." Und doch zeige sich, nach 75 Jahren Besatzung und einer Zweistaatenlösung, auf die man gehofft habe: "Da hat was nicht geklappt."

Nadim läuft zu den Bussen mit Blaulicht, die vor dem "Glaspalast" stehen. Polizeibusse ohne POLIZEI-Aufschrift. Er zeigt auf das Nummernschild, "BP". Die Bundespolizei stehe jetzt immer hier, nicht mehr die Berliner Polizei. "Ich weiß nicht, warum die hier sind", sagt Nadim. "Die denken, wir sind Terroristen."

Und sie?

Sie rufen "Free Palestine!".

Die Namen aller Jungen und Mädchen sind geändert. Die echten Namen sind der Redaktion bekannt.

STARTSEITE

Schlagwörter

Neukölln Berlin | Alle Themen

Kommentare

Meine Kommentare Highlights **Neuste / Älteste**

?

Was denken Sie?

Noch keine Kommentare. Diskutieren Sie mit.

[Aktuelle Nachrichten](#) / [ZEITmagazin](#) / [Silvesternacht in Berlin: "Die denken, wir sind Terroristen"](#)

ZEIT  **MAGAZIN**

Nach oben

[Impressum](#) [Hilfe & Kontakt](#) [Unternehmen](#) [Karriere](#) [Presse](#) [Jobs](#) [Shop](#) [Inserieren](#) [Mediadaten](#)

[Bildrechte](#) [Rechte & Lizenzen](#) [AGB](#) [Datenschutz](#) [Privacy Einstellungen](#) [Cookies & Tracking](#) [Abo kündigen](#)